

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 69 (1989)
Heft: 3

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Buch

«Alle Briefe waren vortrefflich»

*Arthur Henkels Auswahl aus Hamanns Korrespondenz **

Von Königsberg nach Münster

1988 war ein Hamann-Gedenkjahr. Das ist fast schon vergessen. Der Königsberger Philosoph, der sich schon zu Lebzeiten «Magus in Norden» nennen liess und sich selber so nannte, starb am 21. Juni 1788 in Münster in Westfalen — im Kreis der Fürstin Amalia von Gallitzin, wohin er ein Jahr zuvor aufgebrochen war. «Nicht Weimar, sondern Münster ... ist der Herd, bei dem ich mich zu ermannen und zu verjüngen hoffe.» 57 Jahre war Hamann damals alt. Eben war er aus dem Zolldienst Preussens entlassen worden — gegen seinen Willen und auf so schmäler Pension, dass er Lebensgefährtin und Kinder kaum mehr ernähren konnte. Königsberg, wo er fast dreissig Jahre festgesessen war und sich in Briefen und Schriften mit der deutschen, französischen und englischen Philosophie angelegt hatte, die Stadt im Nordosten Preussens, die neben Danzig und Berlin geistiges und wirtschaftliches Gewicht gewonnen hatte, — diese seine Heimatstadt war ihm zu eng geworden.

Er hatte sie schon einmal verlassen. 1756 war er für ein Rigaer Handelshaus nach London gereist, und dort hatte ihn eine Erweckung ereilt, dezentwegen er sich wie Paulus nach Damaskus mit Jesus verbunden fühlte.

Was zog ihn nach Münster? Im Herbst 1784, als Hamann wieder einmal eine Gehaltskürzung hatte hinnehmen müssen, hatte ein junger Gutsbe-

sitzer aus Welbergen bei Münster von Hamanns Not gehört und ihm, für dessen Schriften er sich begeistert hatte, ein kleines Kapital zur Erziehung der Kinder ausgesetzt. Jener Franz Kaspar Bucholtz setzte damit die kinderfreundliche Pädagogik des Münsteraner Generalvikars Franz von Fürstenberg in die Praxis um. Dieser war der geistliche Führer der Fürstin Gallitzin, die durch Friedrich Heinrich Jacobi in Düsseldorf auf Hamanns Sokrates-Schrift hingewiesen worden war.

Hamanns Reise nach Westfalen (und nach Düsseldorf zu Jacobi) ist durch lange Briefe vorbereitet worden. Von Münster aus richtete er seine Sendschreiben nach Königsberg oder Weimar, wo er auf der Heimreise Johann Gottfried Herder, seinen «Schüler», und Goethe besuchten wollte. Ihn vor allem hatte er als einen Schöpfer neuer Kunst erkannt, als einen Poetes, der nicht mehr nach Regeln, sondern aus Genie produzierte. «Genie» war das Leitwort der neuen Ästhetik geworden, die Hamann in den «Sokratischen Denkwürdigkeiten» theologisch gemeint hatte.

Das war 1759 gewesen, kurz nach der Londoner Erweckung. Sie hatte er unter Berufung auf Sokrates öffentlich verteidigt und die Unmittelbarkeit zu Gott der Unabhängigkeit des Künstlers verglichen. In Strassburg führte Herder den jungen Goethe in Hamanns Gedanken ein. Dies und die Lektüre Xenophons und Platons weckte in Goethe den Wunsch, ein Sokrates-

Drama zu schreiben und den «göttlichen Beruf zum Lehrer des Menschen» der Gegenwart vorzuhalten. Der «philosophische Heldengeist» des Griechen ging in andere Dramen ein. Herder und Lavater gegenüber behauptete Goethe, für sein selbstgewisses Künstlerleben von Hamann am meisten gelernt zu haben. Dennoch lehnte er Lavaters Bitte ab, den Magus in den «Physiognomischen Fragmenten» zu beschreiben.

In Strassburg, Frankfurt und Weimar las Goethe alle Hamann-Schriften, die er bekommen konnte. Aber die Briefe zog er vor: «Mir scheint er in Lebens- und Freundschaftsverhältnissen höchst klar gewesen zu sein und die Bezüge der Menschen untereinander auf ihn sehr richtig gefühlt zu haben. Alle Briefe, die ich von ihm sah, waren vortrefflich und viel deutlicher als seine Schriften, weil hier der Bezug auf Zeit und Umstände sowie auf persönliche Verhältnisse klarer hervortrat. Soviel glaubte ich jedoch durchaus zu ersehen, dass er, die Überlegenheit seiner Geistesgaben aufs naivste fühlend, sich jederzeit für etwas weiser und klüger gehalten als seine Korrespondenten, denen er mehr ironisch als herzlich begegnete.¹⁾» Das schrieb Goethe im Frühjahr 1813. Dreissig Jahre zuvor hatte er zu Herder unmittelbarer gesprochen: «Hier lieber Bruder das Hamanns. Mich dünkt hätte nichts liebers und herrlichers von ihm gelesen. Der Brief an Salomon ist nun ganz ohne gleichen. Seine Briefe kriegst auch.²⁾»

Schicksale von Briefen und Werken

Goethe besass zwei Briefe Hamanns an Carl Friedrich von Moser, jenen

Darmstädter Kanzler, der Hamann an seinen Hof ziehen wollte und den Titel «Magus in Norden» geprägt hatte. Insgesamt sind etwa 1200 Briefe von und an Hamann noch vorhanden; es waren mehr. Alles was Hamann an Matthias Claudius z.B. geschrieben hatte, verbrannte dessen Sohn nach dem Tode des Vaters auf sein Gebot hin. Vieles andere war noch im Besitz der Adressaten oder der Liebhaber wie Goethe, als man für eine erste Ausgabe zu sammeln begann. Hamanns Kinder waren weder geschult noch willens, Archivare des Vaters zu sein. Dennoch gelang es dem in Königsberg und Berlin tätigen Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, Goethes angeheiratetem Neffen, und dem schwäbischen, in München wirkenden Ministerrat Friedrich Roth, in der siebenbändigen Werkausgabe auch eine grössere Anzahl von Briefen zu drucken — zum Teil überarbeitet oder gekürzt, vor allem wo von Hamanns Gewissensehe die Rede war.

Diese Ausgabe erschien 1821 bis 1825 bei Georg Andreas Reimer in Berlin und wurde — auch mit Briefen — 1842/43 durch zwei Bände ergänzt, die der Regensburger Theologe Gustav Adolf Wiener besorgte; sie enthielt den ersten Kommentar, so dass man nun Hamann studieren und lesen konnte, auch wenn man Anlässe, Zusammenhänge oder Zitate nicht selbst zu erschliessen vermochte.

Ein neuer Anlauf, Hamanns Werke und Briefe vollständig vorzulegen, war wieder einem Juristen zu verdanken, dem Bremer Karl Hermann Gildemeister. Er brachte von 1857 bis 1873 in sechs Bänden «Johann Georg Hamanns, des Magus in Norden, Leben und Schriften» mit u.a. 270 Briefen heraus. Der Verleger, Friedrich

Andreas Perthes in Gotha, machte einen Verlust, auch weil Moritz Petri ab 1872 vier Bände mit Hamanns «Schriften und Briefen. Zu leichterem Verständnis im Zusammenhange seines Lebens erläutert» vorlegte. Dennoch wurde Gildemeisters 5. Band (1868), der fast den ganzen Briefwechsel mit Jacobi brachte, ein Anstoss für die Hamann-Philologie. Denn nun war die — neben der mit Herder — gewichtigste Korrespondenz verfügbar, freilich ohne Erläuterungen und in nicht ganz authentischem Wortlaut. Ähnliches galt für die Herder-Briefe an Hamann, die Otto Hoffmann 1889 im Zusammenhang mit Bernhard Suphans Herder-Ausgabe edierte; in den Anmerkungen waren die Gegenbriefe auszugsweise angeführt. Zuvor und hernach erschienen andere Briefe in Zeitschriften, so 1894 der Briefwechsel zwischen Hamann und Johann Caspar Lavater.

Dies alles wollte der Königsberger Amtsrichter Arthur Warda vereinigen, als er um 1900 erneut und planvoll zu sammeln begann. Er suchte die Hamanniana in Herders, Roths, Gildemeisters und anderer Nachlässen zusammen und schrieb sie ab. Er und Rudolf Unger, der sich 1905 in München über «Hamanns Sprachtheorie im Zusammenhange seines Denkens» habilitiert hatte, sollten 1906 im Auftrag der Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin eine kritische Gesamtausgabe besorgen. Der Erste Weltkrieg brachte dies zum Erliegen².

Nach dem Kriege schaltete sich die Königsberger Gelehrte Gesellschaft ein³, und nach Wardas Tod teilten sich der 1925 nach Königsberg berufene, aus Böhmen stammende Literarhistoriker Josef Nadler und sein ortsansässi-

ger Kollege Walther Ziesemer in die Aufgabe: Dieser sollte die Briefe, jener die Werke betreuen⁴. Für beides war der Insel-Verlag in Leipzig ins Auge gefasst. Die Briefe wurden der Obhut der Königsberger Gelehrten Gesellschaft übergeben, die Werke der Preussischen Akademie. Doch als Josef Nadler in die Akademie gewählt wurde, bestätigte der NS-Dozentenführer die Wahl nicht. «Nadler bot dem Insel-Verlag honorarfreie Fortführung ohne Akademie-Auftrag an, aber der Verlag war vertraglich an die Akademie gebunden und musste ablehnen.⁵»

Die Werkausgabe war also blockiert, obgleich der erste Band 1937 schon in Satz gegangen war. Nach dem Zweiten Weltkrieg war es wohl der Zwangsemittierung Nadlers, der seit 1937 in Wien lehrte, zu verdanken, dass die sechs Bände (einschliesslich eines «Schlüssels», d.h. eines Lexikons) in kurzer Zeit, von 1949 bis 1957, bei Herder in Wien erschienen. Allen berechtigten Änderungswünschen zum Trotz muss man Nadlers Ausgabe zu den Philologen-Leistungen von kulturgeschichtlichem Rang zählen.

Die Briefe erfuhren ein anderes Schicksal. Der Insel-Verlag hatte die ersten vier Bände 1940 zu setzen begonnen und korrigieren lassen. 1943 zerstörte einer der Bombenangriffe auf Leipzig die ausgedruckten Bogen und den ganzen Satz. Nur wenige Umbruchexemplare wurden gerettet. Auch die meisten Handschriften für die von diesen Bänden abgedeckten Jahre (1751–1782) gingen in Königsberg und anderswo unter. Für die anschliessenden Bände gab es mehr Gedrucktes, und die Briefe von und an Jacobi z.B. kamen in Erlangen über den Krieg⁶.

1951 starb Walther Ziesemer. Im Sommer 1954 übernahm der in Marburg und Göttingen, ab 1958 in Heidelberg lehrende Germanist Arthur Henkel die Briefausgabe. Er und Ziesemer zeichneten noch für die ersten drei Bände, die 1955 bis 1957 in dem nach Wiesbaden übergesiedelten Insel-Verlag erschienen, gemeinsam als Herausgeber. Vom 4. Band ab (1959) arbeitete Henkel allein. Mit dem 7. Band war 1979 ein einstweiliger Abschluss erreicht. Der 8. Band wird den Kommentar bringen.

Die neue Auswahl: Phasen – Namen – Bedeutsamkeit

Wie dieser beschaffen sein kann, zeigt ein Band, den Arthur Henkel zum 200. Todesjahr des Magus im Insel-Verlag in Frankfurt a. M. herausgebracht hat. Auf Grund jahrzehntelanger Vertrautheit mit dem Nachlass, vor allem aber dank einem seltenen Überblick über die Lebensgeschichte, die Werke und Briefe Hamanns kann Henkel den Briefschreiber Hamann vorstellen, dem in der noch zu schreibenden Gattungsgeschichte ein Schwerpunkt-Kapitel zu widmen wäre. Fünfzig Briefe wählte Henkel aus. Sie setzen mit Schreiben an Eltern und Bruder (1753 bzw. 1758) ein und enden mit den Berichten aus Münster, die an die sechzehnjährige Tochter Elisabeth Regina und den befreundeten Königsberger Kantschüler und Kameralisten Christian Jakob Kraus im Mai und Juni 1788 gerichtet sind. Sie umspannen also die Zeit, da Hamann als Hofmeister auf baltischen Gütern tätig war, bis zum Krankenlager in Münster. Dass ihn dort der Tod ereilen würde, schien Hamann noch nicht zu ahnen. Das

Glück, in Münster umsorgt und gepflegt zu sein wie nie zuvor, schilderte er der Tochter ebenso eindringlich wie er den Stolz auf die Gastfreundschaft der Fürstin Gallitzin erkennen liess: «Ich schreibe diese Zeilen im Museo der frommen Fürstin, deren Garten ich mir zu Nutz mache, da ich gestern den Drieburger statt des Pyrmonters, auf Gut befinden meines jetzigen Arztes Druffel, angefangen habe. Mein linker Fuss bleibt immer noch dicker als der rechte; mein Appetit immer zu stark, und der Schlaf wie eines gesunden Menschen. Gott Lob habe ich keine Schmerzen im Leibe, auch mein Gemüth ist ruhig und ziemlich heiter, aber zu nichts aufgelegt als leider! zum Lesen, worin ich ebenso unersättlich bin als im Essen. Den 1ten Juni denke ich mit Ernst an meine Abreise.⁷» Sie sollte ihn noch einmal zu Jacobi nach Pempelfort (bei Düsseldorf) führen. «Ich habe halbe Abrede genommen, mich in Duisburg magnetisiren zu lassen von einem dortigen Prof. Günther.» So lautete der Schlussatz in dem letzten der hier mitgeteilten Briefe⁸.

Diese fünfzig Briefe vermitteln in reicher Masse die wesentlichen Züge des Menschen und des Autors Hamann, der sich ständig auch über seine Werke äussert. An Anlässen zu Erläuterungen fehlt es also nicht. Der im Lesen «unersättliche» Briefschreiber liess seine Lesefrüchte und sein enzyklopädisches Wissen mit wörtlichen oder abgewandelten Zitaten einfliessen und übersetzte sie in Anspielungen und Winke, Ironien und Froszleien. Dem Kundigen ist das ein Genuss; doch auch er bedarf vielfacher und von vielen zusammengetragener Belehrung. Diese Ausgabe wendet sich vor allem an den aufnahmebereiten,

lernfreudigen Leser. Er findet zu jeder Seite den nötigen Aufschluss über die zahllosen Namen, die erwähnten Werke oder die unablässigen Anspielungen auf aktuelle Zusammenhänge aus Gesellschaft, Politik, Literatur, Philosophie oder Theologie. Dennoch kann man sich auch immer wieder dem Wortlaut der Briefe selbst überlassen und sich an Rede und erkennbarer Gegenrede, an Streit und Übereinstimmung, ja Hohn und Lob ergötzen, womit Hamann den Adressaten bedenkt und überzieht. Nicht selten wird aus der Erwähnung und Kritik eine philosophierende Passage, die die Gedanken einer Schrift, die Hamann unter der Feder hat, entwickelt oder genauer, lebendiger oder vollständiger vorträgt. Insofern hatte Goethe recht, wenn er Hammans Briefe «viel deutlicher als seine Schriften» nannte. Dennoch gehören Briefe und Werke zusammen. Das geht gerade aus diesen Briefen hervor.

Züge in Hamanns Bild

Aus den Briefen wird freilich der Mensch deutlicher erkennbar. Die körperlichen Beschwerden, die Krankheiten und Gebrechen sind das eine. Es gibt kaum eine Korrespondenz der Neuzeit, die medizingeschichtlich ergiebiger wäre. Das andere sind die Wechsel der Stimmung, die öfter dunkel als hell ist. Niedergeschlagenheit und Schwermut färben von früh an die Befindlichkeit ein. Die Nähe von Melancholie und Genie könnte man mitunter übersehen, weil Hamann vieles scheinbar so launig und sich selbst ironisierend vorträgt, dass die körperliche Misere wie die Verzweiflung über die eigenen Grenzen als Stilkunst

genossen werden können. Auch gehen das Banale und Grossartige ineinander über und bilden jeweils nur eine Sicht auf denselben Menschen und dasselbe Problem. Die coincidentia oppositorum, mit der Hamann über den Rationalismus seines Jahrhunderts hinaus zu philosophieren versuchte, hatte im Denken wie im Leben zwei Positionen zur Voraussetzung, die einander zu überwuchern drohten. Die Einheit war ein unablässiger erstrebtes Ziel. Der seine Leiblichkeit bejammernde, nach Essen wie nach Lektüre gierende, seine Leiden unappetitlich, doch genüsslich, ja aufdringlich mitteilende Hamann ist der eine Aspekt. Er kann von einem Wort zum nächsten in den anderen übergehen; man kann ihn Esprit, Genie, Souveränität, ja Übermut nennen. Dennoch drängt sich der Eindruck auf, dass Hamann den Empfängern dieser Briefe menschlich tief, ja elementar verbunden war und diese Partner gleichzeitig «die Überlegenheit seiner Geistesgaben aufs naivste fühlen» liess, wie Goethe meinte. Dies alles kam in einer Frömmigkeit zusammen, die den Unwert und Wert des Einzelnen vor Gott als eigene und menschengegebene Grenze für selbstverständlich hielt. Das sind Züge in Hamanns Bild, die wesentlich waren und bleiben werden.

Mit diesen fünfzig Briefen und den Erläuterungen, die ein gutes Drittel des Bandes ausmachen, ist dem Herausgeber und dem Insel-Verlag die erste grosse, umfassend kommentierte Ausgabe von Hamann-Briefen und damit die wichtigste Veröffentlichung des Hamann-Gedenkjahres zu verdanken. Dass dieses auch sonst — mit Aufsätzen, Gedenkartikeln, Monographien, Symposien, Kolloquien und Ausstellung⁹ — erfreulich reiche Frucht

brachte, lässt auf eine erneuerte, tiefere Kenntnis des einzigartigen Königsberger Philosophen hoffen.

Bernhard Gajek

* Johann Georg Hamann, Briefe. Ausgewählt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Arthur Henkel. Insel Verlag, Frankfurt am Main 1988. 472 S.

—¹ Dichtung und Wahrheit. III, 12. —² 17./19. Mai 1779. Weimarer Ausgabe IV, 4, 35.

—³ Karlfried Gründer, Geschichte der Deutungen. In: Hamanns Hauptschriften erklärt. Bd. 1. Die Hamann-Forschung. Hrsg. von Fritz Blanke und Lothar Schreiner. Gütersloh 1956, S. 16. —⁴ Vgl. Josef Nadler, Die Hamannausgabe. Vermächtnis,

Bemühungen, Vollzug, Halle a.d. Saale 1930. Neudruck Bern 1978. S. 441. — Helmut Motekat, Walther Ziesemer. In: Zeitschrift für Ostforschung 1, 1952, S. 138—141. —⁵ Gründer, a.a.O., S. 86. —⁶ Gründer, a.a.O., S. 17. —⁷ Henkel, Auswahl. S. 328. —⁸ A.a.O., S. 337. —⁹ Renate Knoll, Johann Georg Hamann. 1730—1788. Quellen und Forschungen. Katalog zu den Ausstellungen von Universitätsbibliotheken anlässlich des 200. Todestages von Hamann und des Fünften Internationalen Hamann-Colloquiums in Münster in Verbindung mit der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen. Münster 1988 (= Schriftenreihe der Universitätsbibliothek Münster, Bd. 3).

Christen im Widerstand gegen das Dritte Reich

Der Praeceptor humanitatis, Martin Buber, führte 1953, anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels, in seiner Dankesrede aus: «Wenn ich an das deutsche Volk der Tage von Auschwitz und Treblinka denke, sehe ich zunächst die sehr vielen, die wussten, dass das Ungeheure geschah, und sich nicht auflehnten... Sodann taucht vor mir die Menge all derer auf, denen das der Öffentlichkeit Vorenthalte unbekannt blieb, die aber auch nichts unternahmen, um zu erfahren, welche Wirklichkeit den umlaufenden Gerüchten entsprach... Zuletzt aber erscheinen die mir aus zuverlässigen Berichten an Angesicht, Haltung und Stimme wie Freunde vertraut Gewordenen, die sich weigerten, den Befehl weiterzugeben oder auszuführen, und den Tod erlitten oder sich gaben, oder die erfuhren, was geschah und sich dagegen auflehnten.»

Von solchen Menschen, die sich aus christlicher Überzeugung mutig und offen gegen das Gewaltregime Hitlers wandten — Studenten, Schriftsteller, Theologen, Männer und Frauen aus verschiedenen Berufen und Volkschichten — ist in einem vor kurzem erschienenen Sammelband¹ die Rede, den Joël Pottier, Maître de conférences am Germanistischen Institut der Universität Limoges und Lehrbeauftragter an der Université Catholique de l’Ouest in Angers, herausgegeben hat.

Obwohl schon eine ganze Reihe von Publikationen zu diesem Thema erschienen ist, gilt es wohl weiterhin, von allen möglichen Perspektiven her Grundlagen und Materialien zusammenzutragen, um schliesslich ganz objektiv die historische Wahrheit zu erhellen. Das im vorliegenden Band von über dreissig kompetenten Autoren dargebotene reichhaltige Doku-

mentationsmaterial bringt anschaulich und eindrücklich die religiösen und menschlichen Motive des innern und des äussern, des aktiven und des passiven Widerstandes in ihrer schicksalhaft-tragischen Konsequenz zur Darstellung. Das Buch ist keineswegs nur für Fachleute, sondern für alle religiös und geschichtlich Interessierten geschrieben, insbesondere auch für die jüngeren Generationen, die die grauenhaften Jahre des Nazi-Terrors nicht selber miterlebt haben.

Von den in diesem Band porträtierten, teils berühmten, teils verkannten, teils noch ganz unbekannten Persönlichkeiten sollen hier deren sechs namentlich in Erinnerung gerufen werden.

Mit erstaunlicher Klarsicht erkannte der Psychiater Karl Bonhoeffer schon früh die psychopathischen Züge des «Führers» und schrieb denn auch in seinen Lebenserinnerungen den prophetischen Satz: «Den Sieg des Nationalsozialismus im Jahre 1933 und die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler betrachten wir alle von vornherein als ein Unglück.» So gehörte denn auch sein berühmt gewordener Sohn *Dietrich Bonhoeffer* von Anfang an zu den profiliertesten Kämpfern gegen die Herrschaftsansprüche des Dritten Reiches. Die immer offensichtlicher werdende Menschenverachtung des Nationalsozialismus hatte ihn auf den Plan gerufen, weil er in ihr eine diabolische Pervertierung der göttlichen Menschenliebe erkannte, die nicht allein mit Worten, sondern vor allem durch die entschlossene Tat, durch den aktiven Widerstand bekämpft werden musste. Als 1933 der Arier-Paragraph in Kraft trat, durch den die Juden aus dem öffentlichen Dienst verbannt wurden, ergriff Bonhoeffer mutig das Wort

und sprach klarer und deutlicher als andere zur «Judenfrage». Er forderte: «Die Kirche ist den Opfern jeder Gesellschaftsordnung in unbedingter Weise verpflichtet, auch wenn sie nicht der christlichen Gemeinde zugehören.» Bonhoeffer gehörte 1934 zu den führenden Gestalten, die die «Barmer theologische Erklärung» veröffentlichten, worin die Herrschaftsansprüche der Nazis in unmissverständlicher Weise abgelehnt wurden. Er beteiligte sich intensiv im Kreise des Widerstandes gegen den kriminellen Unrechtsstaat, bis er 1943 verhaftet und ins Konzentrationslager Flossenbürg verbracht wurde, wo er ganz kurz vor Kriegsende am 5. April 1945 den Märtyrertod erlitt.

Es kann heute als unbestritten gelten, dass eine zentrale Funktion christlicher Literatur im Dritten Reich, verfasst von bewussten, meist tief angefochtenen Christen, darin bestand, vielen Zeitgenossen geistige Kraft und Orientierung zu bieten. Diese Literatur stärkte die innere geistige Widerstandskraft von Menschen, die Ehre und Würde, Verantwortung und Wahrhaftigkeit als unverzichtbare Elemente einer humanen Kultur auch in jenen schrecklichen Jahren zu bewahren und zu verwirklichen vermochten. *Reinhold Schneider*, der als Historiker einen unbestechlichen Blick für die tragische Dialektik seiner Zeit besass, war davon überzeugt, dass der Sinn der Geschichte auf dem Fundament der Unzerstörbarkeit der Wahrheit ruht, die die zerstörerischen Werke der Lüge überdauert. In einem Brief an seinen Freund Jochen Klepper schreibt er: «Wenn wir das Reich wieder erleben und schaffen wollen, so müssen wir hinabsteigen in die Krypta: zu dem Anfänglichen, Unzerstörbaren, zu dem

ersten Lebensgrund.» Trotz vielfältigen Anfechtungen der Angst hat Reinhold Schneider, im Vertrauen darauf, dass Gottes Verheissungen unzerstörbare Wahrheit sind, den Kampf gegen das Diabolische des Hitlertums bis zum Lebensende (1958) weitergeführt. Auch nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches blieb er ein unerbittlicher, unbequemer Mahner im Ringen um eine Gesellschaftsordnung, die dem Geist der Lüge, aber auch dem Geist des Opportunismus um der Wahrheit willen widersteht.

Auch Werner Bergengruen, ein enger Freund von Reinhold Schneider, erkannte früh die abgründige Verlogenheit der Nazi-Herrschaft. Prägnant formulierte er in seinem Gedicht «Die Lüge»:

*«Wo ist das Volk, das dies schadlos
an seiner Seele erträge?
Jahre um Jahre war unsere tägliche
Nahrung die Lüge.
Bis ins innerste Herzgefüge
sickerte, Tropfen für Tropfen, der
giftige Nebel der Lüge.»*

Im Jahre 1935 erschien der Roman «Der Grosstyrrann und das Gericht», worin Bergengruen sich mit der zentralen Frage nach Macht und Recht auseinandersetzte. Das Buch rief zwar nicht zum offenen Widerstand auf, aber man spürte doch dessen unheimliche Aktualität; nicht zufällig erlebte der Roman eine so hohe Auflageziffer und wurde noch vor Ausbruch des Krieges in mehrere europäische Sprachen übersetzt. Mit dem Ausschluss aus der Reichsschrifttumskammer (1937) wurde Werner Bergengruen jede schriftstellerische Betätigung verboten. Obwohl vielfach tiefe Depressionen den Dichter plagten, wurde er seinem inneren Auftrag nicht untreu:

durch das geschriebene Wort zu wirken. Noch im gleichen Jahr erschien in Österreich anonym sein Gedichtzyklus «Der ewige Kaiser», und 1940 der Roman «Am Himmel wie auf Erden», dessen Motto: «Fürchtet euch nicht» unmissverständlich zum innern Widerstand aufrief.

«Was bleibt aber, stiftet die Dichter» — dieses Hölderlin-Wort erfährt eine überzeugende Begründung im Schrifttum von Jochen Klepper, der mit seinem Werk das Glaubensverhältnis und den Glaubensmut vieler Menschen in Deutschland gestärkt hat. Klepper sah das Wesen seiner Zeit immer deutlich vom anmassenden, verführenden, lügnerischen Wort versehrt. Schreiben wurde für ihn zum Akt einer immer neu zu leistenden Überwindung des «albtösen Feindes». Er hat über diesen seinen Kampf zwischen Mensch und Zeit in seinen Tagebüchern ein erschütterndes Zeugnis abgelegt. Seine Aufzeichnungen lesen sich wie eine Gewissenserforschung im Angesichte Gottes. Kurz vor dem Krieg (1938) erschien von ihm eine Sammlung «Geistliche Lieder», die für viele Menschen zu einem ermutigenden Tröster wurden und den Glauben vor der Gefahr bewahrten, sich bedingungslos der Gewalt auszuliefern. Tragisch zu nennen ist die Tatsache, dass dieser zutiefst christliche Autor innerhalb seiner eigenen Glaubensgemeinschaft weitgehend isoliert blieb, da er den Aktivitäten der Bekennenden Kirche kritisch gegenüberstand. Schliesslich geriet er in schwerste Anfechtung; im Advent 1942 schreibt Jochen Klepper in sein Tagebuch:

*«Wir (es betrifft ihn, seine Frau und
eine Tochter) sterben nun — ach,
auch das steht bei Gott — wir gehen
heute gemeinsam in den Tod.»*

Reinhold Schneider nannte dieses Ende «eine menschliche, eine christliche und eine künstlerische Tragödie».

Als Hermann Hesse 1949 *Gertrud von le Fort* zum Nobelpreis vorschlug, bezeichnete er die Dichterin als «innerhalb des Hitlerischen Deutschland wohl die wertvollste, begabteste Vertreterin der intellektuellen und religiösen Widerstandsbewegung». Dieser mecklenburgischen Baronin ist denn wohl nicht zufällig ein vom Herausgeber des Sammelbandes, Joël Pottier, selbst verfasster Abschnitt gewidmet. Offensichtlich waren dieser Dichterin seherische Gaben geschenkt. Schon zu einer Zeit, da kaum jemand sich darüber Gedanken machte — nämlich 1924 — hatte Gertrud von le Fort den mörderischen Rassenwahn prophezeit. Beim Überfall auf Österreich im März 1938 weissagte sie den jähnen Aufstieg und den «Höllensturz des Antichrist». In ihrer Novelle «Die Consolata» schaute sie den Untergang und Wahnsinnstod Hitlers voraus. 1942 verlangte man von ihr ein Gedicht zum Geburtstag Hitlers — sie hat es nicht geliefert! Ihre Einsicht und Überzeugung bleibt nach wie vor aktuell: «Das Böse hat wirklich keine andere Macht als die Ohnmacht des Guten.»

Zum Schluss der Besprechung soll noch ein weiterer Vertreter des Adels zu Worte kommen: *Bischof Clemens August Graf von Galen*, nicht nur ein Grosser an äusserer Gestalt (1,99 m), sondern hervorragend durch seine Gesinnung, seine Unerschrockenheit, seine Ritterlichkeit. Getreu seinem Wahlspruch: «nec laudibus, nec timore» (unbekümmert um Lob und Tadel) trat Graf von Galen unbefangen dem Gewaltregime Hitlers entgegen. Im Fastenhirtenbrief 1934 bezog er erstmals deutlich Stellung gegen das

Neuidentum der nationalsozialistischen Ideologie, vor allem gegen Alfred Rosenbergs «Mythus des 20. Jahrhunderts». Er scheute sich nicht, mitten im Krieg in seinen Predigten Unrecht Unrecht und Mord Mord zu nennen und gegen die Tötung von Geisteskranken sich zur Wehr zu setzen. Hitler war jedenfalls aufs höchste aufgebracht wegen dieser Predigten. Graf von Galen trug persönlich schwer an dem Unrecht der sogenannten Reichskristallnacht (9./10. November 1938) in Münster, mit dem Brand der Synagoge, der Zerstörung jüdischer Geschäfte und Wohnungen und der Verunglimpfung jüdischer Bürger. Gemeinsam mit dem evangelischen Landesbischof von Württemberg, Theophil Wurm, erhob er Protest gegen die Tötung sogenannt «unwerten Lebens».

Aufgrund der furchtbaren Jahre während der Schreckensherrschaft des «Tausendjährigen Reiches» kann man zwar sagen, dass die geschichtswirksame und geschichtsschreibende Macht damals — 1933 bis 1945 — auf der Seite der Machthaber des Dritten Reiches lag. Aufgrund von beispielhaften Einzelzeugnissen, wie sie in diesem beeindruckenden Sammelband zur Darstellung kommen, lässt sich aber auch ansatzweise eine Geschichte der Gegenkräfte skizzieren. Vorbildliche Männer und Frauen jeglichen Alters und Standes haben sich eingesetzt für Toleranz und Humanität, für den Rechtsstaat und den christlichen Glauben, und damit verschüttete Traditionen europäischen Geisteslebens wieder freigelegt. Und noch ein Letztes: das Verhältnis zwischen den beiden christlichen Konfessionen hat sich in jenen dunklen Zeiten deutlich verbessert. Am einprägsamsten hat dies Reinhold

Schneider in seinem Erinnerungsbuch «Verhüllter Tag» (erschienen 1954) ausgedrückt: «Der Unterschied der Bekenntnisse trennte nicht: die Christus wirklich wollten, wurden eins, ohne einig zu sein.» Gertrud von le Fort formulierte es so: «In der gemeinsamen Bedrohung ihres religiösen Besitzes fanden die getrennten Brüder zwar nicht zum gemeinsamen Bekenntnis, aber zur gemeinsamen Liebe.»

Wer diesen rund 600 Seiten umfassenden Band aufmerksam studiert,

erhält einen unvergesslichen Geschichts- und Lebenskunde-Unterricht, erfährt etwas von «la grandeur et la misère de l'homme» und wird ernsthaft darüber nachdenken, was im Letzten und Tiefsten den homo humanus vom homo contrahumanus unterscheidet.

Hans Beck

¹ Joël Pottier (Herausgeber): Christen im Widerstand gegen das Dritte Reich. Burg Verlag, Stuttgart/Bonn 1988.

«Ich bin ganz Suche»

Zur deutschen Ausgabe von Paul Valérys «Heften»¹

In seinem *Büchertagebuch* von 1960 beklagt sich Ernst Robert Curtius, dass die Deutschen sich schwer tun mit der neueren französischen Literatur, und meint, einer der Gründe sei wohl, «dass man dem Schwierigen ausweicht — der Aneignung der grossen Meister und damit der Einformung einer geistigen Substanz in das liebe Ich»². Einer dieser Meister war in seinen Augen Paul Valéry (1871—1945). Drei Jahrzehnte später hat sich die Situation grundlegend geändert: Die Werke Prousts, Gides, Valérys oder Claudels, für die sich der grosse Romanist schon vor dem Ersten Weltkrieg einsetzte, sind nicht nur in deutschen Ausgaben zugänglich, sie sind über blosse Verlagsstrategien hinaus häufig Anlass zu bedeutenden Neuübersetzungen mit wichtigen kritischen Anmerkungen. Das ist vielleicht weniger ein Beweis dafür, dass man sich heute dem

Schwierigen eher stellt als früher, denn dafür, dass die grössere Distanz das Echte und Bedeutende vom Unechten und Unbedeutenden besser zu unterscheiden hilft, ein Aspekt, der im Zentrum steht von Daniel Moutotes eben erschienenen Ausführungen über *Maitres livres de notre temps. Postérité du «livre» de Mallarmé*³.

Mallarmé war Valérys grosser Lehrmeister. Aber Valéry hatte schon in seiner Jugend begriffen, dass es unmöglich wäre, diesen Lyriker zu übertreffen. Vom kritisch-bewussten Dichter Edgar Allan Poe und vom «Universal-Künstler» Leonardo da Vinci beeinflusst, misstraute er der Inspiration, wie er schon in seinem *Monsieur Teste* (1895) programmatisch ausgeführt hat: Damit wurde für den symbolistischen Dichter Kunst überhaupt zum Problem — er musste, wollte er sich als Dichter durchsetzen, neue Wege finden. Des-

halb verstummte er während mehr als zwei Jahrzehnten. Nachher sollte eine Lyrik entstehen, die seiner Persönlichkeit entspräche: Ausdruck eines geistigen Akts, wie der berühmte «Cimetière marin», der eine Krise des Denkens symbolisiert (und dichterisch bewältigt: «Il faut tenter de vivre» lesen wir am Schluss des Gedichts). Valéry versuchte aber nicht nur, dichterisch zu gestalten, was ihn beschäftigte, vielmehr vertraute er seine Erkenntnissuche Notizbüchern an, die, diagonal von der Ich-form des Tagebuchs entfernt, beseelt sind von seiner Wissbegierde, seinem steten Wunsch nach Luzidität, von seinem Anspruch an sich selbst, ein «être potentiel» zu werden. Diese Notizbücher, die Valéry bescheiden *Cahiers*, «Hefte», nennt, sind Ausdruck eines Menschen, der wie seinerzeit der grosse Leonardo da Vinci jenen Punkt zu erreichen trachtet, von dem aus jedes Unternehmen der Erkenntnis ebenso möglich ist wie jede beliebige künstlerische Tätigkeit. Sie sind mithin eine Unsumme geistiger Reflexion, Resultat eines lebenslänglichen Explorierens der Möglichkeiten des Denkens und Erkennens, ein illusionsloses Nachdenken auch über das Denken selbst, die ernsthafte Herausforderung eines Geistes gegenüber der geistigen Natur des Menschen, der Ausbund höchster gedanklicher Askese: «Täusche ich mich? — Habe ich mich mein Leben lang geirrt? Während ich diese Hefte wieder durchgehe, wird mir deutlich, dass ich unbestimmt-ziellos, ohne je ein Buch zu erträumen, das gesucht habe, was ich die *Bedingung des Denkens nenne*⁴.»

Aber damit sind diese gedanklichen Entwürfe nicht nur Spiegel von Valérys eigener Intellektualität, sondern auch Spiegel der geistigen Situation seiner

Zeit: ein Stück Bildungsgeschichte des modernen, vielleicht letztlich tragischen, weil zum Scheitern verurteilten Bewusstseins.

*

Goethe, dessen Faustdrama Valéry kühn umgedichtet hat, notiert im hohen Alter in sein meteorologisches Tagebuch: «Vor Sonnenaufgang aufgestanden. Vollkommene Klarheit des Thales. Der Ausdruck des Dichters: heilige Frühe ward empfunden⁵.» Wie Goethe oder nach ihm Julien Gracq etwa und Eugen Fink, war Valéry ein Frühaufsteher, und seine *Hefte* sind bezeichnenderweise in jenen Zeiträumen, wo die Welt den Prozess der Individuation neu vollzieht, «zwischen Lampe und Sonne» entstanden: «Meine Natur verabscheut alles Vage» ist ein Leitsatz Valérys — unromantisch, kritisch, morgendlich-aktiv: beim Erwachen der Welt ist manch Problem genau formuliert und damit für Valéry aus der Welt geschafft . . .

Die *Cahiers*, über die sich der Beamte und spätere Sekretär der Agence Havas sein Leben lang in der Frühe gebeugt hat, bestehen aus 262 Heften, die 1957–61 in einer schwer zugänglichen Faksimileausgabe (Paris: C.N.R.S.) und 1973/74 bei Gallimard («Bibliothèque de la Pléiade») in thematisch gegliederter Auswahl veröffentlicht worden sind. Jetzt bringt der S. Fischer-Verlag unter dem Titel *Cahiers/Hefte* eine sehr sorgfältig gestaltete deutsche Ausgabe heraus, die auch einige beredte Illustrationen enthält. Angenehm ist, dass die Anmerkungen überschaubar sind (etwa $\frac{1}{12}$ des Umfangs), dank dem Einbezug von Ergebnissen der neuesten Valéry-Forschung jedoch häufig mehr bringen als die französischen. Erwähnenswert sind

auch die nützlichen Querverbindungen zu modernen Philosophen wie Carnap, Popper, Wittgenstein usw. Die Übersetzung wird von einem Team besorgt (und zwar auf vorzügliche Weise, wie verschiedene Vergleiche mit dem Originaltext gezeigt haben). Heidegger hat einmal gemeint, Hölderlin stehe den deutschen Lesern noch bevor: das mag heute auch für Valéry gelten.

*

Der zwanzigjährige Gide, damals schon überzeugter Literat, soll dem zwei Jahre jüngeren Jura-Studenten Valéry, den er eben kennengelernt hatte, auf einem Spaziergang in Montpellier erklärt haben, dass er sich umbrächte, würde er am Schreiben gehindert. Darauf meinte Valéry, er seinerseits würde sich umbringen, wenn man ihn zwingen würde zu schreiben. Die *Cahiers/Hefte* sind ein Beweis dafür, dass Freiheit ein Zwang sein kann zur eigenen Befreiung und zur Befreiung jener, die kommen — «Ich arbeite für jemanden, der später kommen wird» — und man freut sich auf die folgenden Bände, vorab über so wichtige Kapitel wie «Sensibilität», «Affektivität», «Eros» und «Bios». In einem der letzten Texte Valérys, mit «My heart» überschrieben, erkennt dieser so intellektuelle Mensch die Grenzen reiner Intellektualität an: «*Cœur*, c'est mal nommé. Je voudrais — au moins trouver le vrai nom de ce terrible résonateur. Il y a quelque chose en l'être qui est créateur de valeurs et cela est tout-puissant — irrational — inexplicable,

ne s'expliquant pas⁶.» Der philosophisch und mathematisch ebenfalls sehr begabte Pascal war dreihundert Jahre zuvor zum selben Schluss gekommen: «Le cœur a ses raisons que la raison ne connaît point.»

Peter Schnyder

¹ Paul Valéry: *Cahiers/Hefte*. Auf der Grundlage der von Judith Robinson besorgten französischen Ausgabe herausgegeben von Hartmut Köhler und Jürgen Schmidt-Radefeldt. Frankfurt: S. Fischer, 6 Bde; bisher erschienen: Bd. I (1987) und Bd. II (1988). — Neu aufgelegt wurde ferner der 1958 erstmals erschienene Band: André Gide — Paul Valéry: *Briefwechsel (1890—1942)*. Aus dem Französischen von Hella und Paul Noack. Eingeleitet und kommentiert von Robert Mallet, Nachwort von Daniel Moutote, Frankfurt: S. Fischer, 1988. (Man mag bedauern, dass in dieser auch in bezug auf die Übersetzung sehr gepflegten Neuausgabe nicht wenigstens die Datierungen dem Stand der heutigen Forschung angeglichen worden sind — ein Desiderat, das die japanische Übersetzung dieser Briefe von M. Ninomiya neben vielen Textkorrekturen verwirklicht. Schade ist, dass der Verlag Daniel Moutote [als leitender Redaktor des «Bulletin des Amis d'André Gide» mit beiden Protagonisten bestens vertraut], nicht auch mit der Texteinrichtung betraut hat. Am Rande vermerkt sei, dass Gide 1947 Nobelpreisträger war und nicht 1948; dass «Coire» mit «Chur» zu übersetzen wäre ...) — ² Francke Verlag, Bern und München (Sammlung «Dalp»), 1960, S. 112. — ³ Paris: Corti 1988. — ⁴ Cahiers/Hefte, Bd. II, S. 390 (Übers. v. Christine Mäder-Viragh). — ⁵ Goethe, Weimarer Ausgabe, Abt. III, Bd. 11, S. 244. — ⁶ Cahier XXIX der C.N.R.S.-Ausgabe, 1945, «Sub signo doloris», S. 908.

Prager Frühlingserwachen

Die Memoiren von Ota Šik¹

Zwanzig Jahre sind verstrichen, seitdem sowjetische Panzer den Prager Frühling niedergewalzt haben. Ein Insider erinnert sich: Ota Šik, heute Professor an der Hochschule St. Gallen, damals tschechoslowakischer Vizeministerpräsident und Kopf der Wirtschaftsreform.

Drei Leben füllen die Biographie von Ota Šik. Materielle Not im Elternhaus, begeisterter Jungkommunist im Untergrund und tiefste Erniedrigung im Konzentrationslager Mauthausen kennzeichnen das erste. Wie durch ein Wunder springt er dem Totengräber von der Schippe. Das zweite ist geprägt durch den steilen Aufstieg zu höchsten Partei- und Staatsämtern und zum führenden, in Ost und West respektierten Ökonomen. Den Verfolgungen der fünfziger Jahre, diesmal durch die Stalinisten, entkommt Šik mit knapper Not. Aber 1969 holt ihn das Schicksal unerbittlich ein. Politischer Sturz, Emigration und die Vollendung des wissenschaftlichen Lebenswerkes bestimmen das dritte.

Šiks Memoiren sind hauptsächlich dem zweiten Leben gewidmet. Sie schildern die lange Vorbereitung, den hoffnungsvollen Anfang und das gewaltsame Ende des Prager Frühlings. Keine Darstellung dieser Tragödie wird an Šiks Erinnerungen vorbeikommen. Šik schöpft aus seinem Privatarchiv, das er in den Westen retten konnte, einschliesslich nicht publizierter Quellen von Sitzungen wichtiger Staats- und Parteikommissionen. Da erfährt man von konspirativen Treffs in Šiks Wochenendhütte und unter freiem Himmel mit Černik, dem Zentristen,

Štrougal, dem Pseudoreformer, Kolder, dem Konservativen, Husák, dem Machtbesessenen, Dubček, dem farblosen Zauderer. Allesamt lassen Šik, als es kritisch wird, wie eine heisse Kartoffel fallen. Allein Dubček zollt Šik seine Achtung, weil er als einziger die Würde bewahrte und sich duckmäuserische Selbstkritik versagte. Manche Urteile überraschen, über Smrkovský, der im allerletzten Moment auf den schon fahrenden Zug der Reformer aufsprang, oder über Svoboda, der sich als Entführer in Moskau durchaus nicht so standhaft benahm, wie es manipulierte Berichte haben wollten. Keine Überraschung ist die Einschätzung des heutigen Parteichefs Jakeš als des grossen Bruders willfährigen Bürokraten oder des früheren Potentaten Novotný, der seine intellektuelle Schwäche durch das Gespür für die jeweilige Moskauer Windrichtung überspielte und sich die Loyalitäten durch Ämterpatronage und diskrete Geldcouverts sicherte.

Šik glaubt, dass Dubček durch sein zögerndes Lavieren Anfang 1968 die Reformchance verschenkte. Sein unentschlossenes Treibenlassen habe aussenpolitisch den Kossygins, Ulbrichts und Gomulkas monatelang unnötige Angriffsflächen hingehalten und innenpolitisch die Kontrolle entgleiten lassen. Das «Manifest der 2000 Worte» versteht Šik als Ausdruck provozierender Radikalisierung — wahrhaftig, aber unklug.

Šik blieb seiner Überzeugung treu. Eine sozialistische Wirtschaftsreform bedingt zugleich eine demokratische politische Umgestaltung, das ist seine über Jahre hart errungene Einsicht.

Hinkt damit aber nicht der wiederholte Vergleich mit Gorbatschows Wirtschaftsreform? Šik ist kein «Kommunist» mehr, aber er ist auch kein «Kapitalist» geworden. Dem ökonomischen Unverständ der kommunistischen Dogmatiker stellt er die ideologische Voreingenommenheit der westlichen Neoliberalen gegenüber, der totalitären Unterdrückung und katastrophalen Misswirtschaft im realen Sozialismus die zyklischen Wirtschaftskrisen und die Massenarbeitslosigkeit im realen Kapitalismus. Sein «Dritter Weg» verbindet den demokratischen Rechtsstaat mit wirtschaftlicher Mitbestimmung und Gewinnbeteiligung, den Markt mit koordinierendem Plan. Ist dieser «Dritte Weg» jene annähernde objektive Wahrheit, wie Šik meint? Oder steht nicht doch letztlich eine Wertentscheidung, ein Credo an aller Anfang? Und warum soll der Sieg dieser «Wahrheit» gewiss sein? Ein Blick zurück in das Auf und Ab der Weltgeschichte weckt Zweifel.

Am meisten beeindruckt Šiks Zivilcourage. Dreimal hat er diese, in welcher politischen Ordnung auch immer, seltene politische Tugend bewiesen. 1966, auf dem 13. Parteitag, kritisierte Šik die Bremser der Wirtschaftsreform und forderte die politische Demokratisierung. Den Applaus aus dem Parkett quittierten die Parteispitzen auf dem Podium, dem Beispiel Breschnews und Novotnys folgend, mit steinernen Mi-

nen. Das war der Protest des Parteivolks gegen die Parteiführung; Ota Šik war der Wortführer. Auf der Sitzung des Zentralkomitees vom Dezember 1967 war es wiederum Ota Šik, der als erster Redner das Eis brach und offen die Ablösung Novotnys forderte. In der Nacht zuvor hatte ihn Novotny noch mit einem Ministerposten zu ködern versucht. Zur ZK-Sitzung vom Mai 1969 reiste Šik, alle Warnungen seiner Familie und seiner Freunde in den Wind schlagend, aus dem sicheren Basel nach Prag, bereits im Westen in halsbrecherischer Fahrt von einem tschechischen Laster verfolgt. In einer letzten Rede verteidigte Šik nochmals die Reformposition, liess die gehässigen Beschimpfungen aus den gleichen Reihen über sich ergehen, die ihn ein paar Monate zuvor beklatscht hatten, sah das peinliche Schauspiel seines Ausschlusses aus dem ZK an samt dem hämischen Grinsen seiner früheren Verbündeten Štrougal und Husák und verliess allein, aufrecht, erhobenen Hauptes die lausige Versammlung. Aufgewühlt mischte er sich unter die Fans im Fussballstadion und schrie sich das Herz aus dem Leib.

Šiks Erinnerungen an das Prager Frühlingserwachen sind ein bitteres Buch, aber kein hoffnungsloses.

Alois Riklin

¹ Ota Šik: Prager Frühlingserwachen, Erinnerungen, Busse + Seewald Verlag, Herford 1988.

Hinweise

Reisen und Begegnungen in Afrika

Von *Hans Jenny*, der bereits sechs Afrikabücher herausgegeben hat, ist soeben ein neuer Band erschienen: «*Afrika — Woher? Wohin?*», in welchem er Reisen und Begegnungen zu einem reichhaltigen, durch einen farbigen Bildteil ergänzten Panorama des Kontinents zusammenstellt. Das reicht dann von den Felsbildern der Sahara bis zur Kultur der Senufo, und neben den kulturgeschichtlichen und kultursozialen Aspekten bemüht sich der Autor immer auch, die Vorstellungen und politischen Ziele bedeutender afrikanischer Persönlichkeiten wie Léopold Sédar Senghor, Félix Houphouet-Boigny, Jomo Kenyatta oder Jonas Savimbi zu ergründen, mit denen er Gespräche geführt hat. Dass auch das «südafrikanische Puzzle», wie ein Kapitel überschrieben ist, in seiner gefährlichen Problematik zur Darstellung kommt, gehört zu den besonderen Vorzügen des Buches. *Peter Sulzer*, selbst ein Kenner Afrikas, hat ein Vorwort geschrieben, in welchem er Hans Jennys Art folgendermassen charakterisiert: «Er gibt sich nie als Forscher von echtem Schrot und Korn aus, sondern lässt die Wissenschaftler, denen er begegnete — und es sind deren viele und bedeutende — stets selber zu Wort kommen. Afrikanische Geschichte erfährt man gelegentlich aus dem Mund afrikanischer Begleiter und Reiseführer, und dies in einer Weise, die Dichtung und Wahrheit unangetastet nebeneinander bestehen lässt.» Ist Afrika ein Kontinent ohne Zukunft? Im Schlusskapitel stellt sich Hans Jenny diese Frage, indem er zuerst regi-

striert, was sich die Afrikaner selbst von der Dekolonisation erhofft haben. Er übersieht nicht, dass das Festhalten an kolonialen Relikten, besonders auch an Grenzen, zahlreichen Minderheiten schwere Enttäuschungen gebracht haben. Ihm scheint, dass das westliche System der Demokratie für Afrika keine geeignete Staatsform sei. Politische Missionare, Tyrannen, Doktrinäre und Ideologen, vor allem erfolgreiche Volkstribune haben in vielen Fällen die Macht an sich gerissen. Wer trägt die Schuld am Niedergang, der sich abzuzeichnen scheint? Darüber auf Grund der Informationen nachzudenken, die Hans Jenny zusammengetragen hat, ist eine Aufgabe für alle, die sich mit der Zukunft Afrikas auseinandersetzen. Der Autor ist trotz allem optimistisch: «Die Europäer haben Afrika mit der Dekolonisation verloren. Wir würden die Afrikaner als Partner verlieren», sagt er, «wenn wir mit einem positivistischen Weltbild ihre Hoffnung auf das Übersinnliche in Frage stellten. Viel stärker als für den Europäer ist für den Afrikaner Glaube nicht nur Gegenwart, sondern auch Vergangenheit und Zukunft, d.h. Hoffnung auf ein ewiges Leben.» Die Dinge sind im Fluss, Hans Jenny schliesst mit dem Wort von Plinius dem Älteren, dass aus Afrika immer etwas Neues komme. (*Geographischer Verlag Kümmerli+Frey, Bern 1988*).

Italien für Literaturfreunde

Die Frankfurter Buchmesse 1988 hatte einen Ausstellungs-Schwerpunkt: die italienische Literatur in deutscher

Übersetzung. Wer sich dadurch und durch die vermehrte Publizität, die dem literarischen Schaffen unserer südlichen Nachbarn zuteil geworden ist, nun auch auf Reisen in das Ferienland ein wenig «literaturtouristisch» umtun möchte, dem hilft dabei ein Buch, das *Doris und Arnold E. Maurer* geschaffen haben: *Literarischer Führer durch Italien* heisst es, und es ist als Reise-Lexikon gestaltet, mit Abbildungen, Karten, mit Personen- und Ortsregister. Prüfen wir doch gleich, was es zu bieten hat, dieses Lexikon aus dem *Insel Verlag*. Da erscheint soeben, als «Nachtrag zu den Reisen Marco Polos»

*«Nächtliches Tagebuch»
von Ennio Flaiano.*

Der italienische Titel ist «*Diario notturno e altri scritti*» (im Reise-Lexikon nicht verzeichnet). Dagegen lesen wir da, Flaiano sei als Drehbuchautor und Mitarbeiter von Federico Fellini bekannt geworden, habe satirisch-groteske Theaterstücke geschrieben und sei 1972 gestorben. Die deutsche Übersetzung des «Nächtlichen Tagesschriften» besorgte Susanne Hurni. Es handelt von den fünfziger Jahren, vorwiegend in Rom, und es handelt von den Beobachtungen und Ansichten eines Müssiggängers (*Ammann Verlag, Zürich*).

*Roberto Pazzi:
Auf der Suche nach dem Kaiser*

Pazzi, so lehrt uns das Reise-Lexikon, ist 1946 geboren, ist Lyriker und Romancier und stammt aus Ameglia (La Spezia). «*Cercando l'Imperatore*», sein erster Roman, ist in viele Sprachen übersetzt worden. Er handelt von der Oktoberrevolution in Russland, vom Regiment Preobraschenski, das den

Zaren sucht, den die Rotarmisten längst in den Ural gebracht haben. Für die Übersetzung im Zürcher *Benziger Verlag* zeichnen Hermann Meinhold und Peter Prange.

Dass *Umberto Eco*, der weltberühmte Verfasser des Romans «Der Name der Rose», in Bologna Professor für Semiotik ist, wissen viele seiner Leser nicht, obgleich bereits mehrere seiner essayistischen Arbeiten inzwischen auch in deutscher Übersetzung erschienen sind. So auch

Über Spiegel

Burkart Kroeber hat «*Über Spiegel und andere Phänomene*» ins Deutsche übersetzt: Aufsätze zur Ästhetik, Analysen und Stellungnahmen zu Phänomenen populärer Kultur, auch kritische Textinterpretationen. Auch «über schlechte Malerei» äussert er sich, aus Anlass einer Ausstellung des «italienischen Delacroix» Francesco Hayez (1791–1881) und stellt dabei Überlegungen an, die erstarrte Meinungen ganz schön ins Wanken bringen. «Alles ist möglich», sagt er etwa, «wir leben in einer ästhetisch freien und flexiblen Kultur. Doch wenn die Idee des Kunstwerks noch einen Sinn hat . . . , wie kann man dann erklären, warum die Kunstdenkmalidee des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr die unsere ist?» Ecos Aufsätze sind — für mich wenigstens — sehr viel anregender und unterhaltsamer als sein berühmter Roman (*Hanser Verlag, München*).

Gavino Ledda: «Ich Gavino»

Ein letztes Beispiel: Die Geschichte des Schafhirten Gavino, der nur durch die Einberufung zum Militär der Tyrannie des Vaters entkommt, «Padre

Padrone» heisst sie, ist bekannt und viel bewundert worden durch den Film der Brüder Taviani. *Heinz Riedt* legt jetzt im *Benziger Verlag, Zürich*, die beiden Romane «*Padre Padrone*» und «*Die Sprache der Sichel*» in einem Band in deutscher Übersetzung vor. Ihr Autor, *Gavino Ledda*, ist 1938 in Siligo (Sassari auf Sardinien) geboren und hat es vom Sohn eines Hirten bis zum Universitätslehrer gebracht. Er hat tatsächlich erst beim Militär Lesen und Schreiben gelernt, hat dann aber in Sassari Sprachwissenschaft studiert.

Korsika, Sardinien, Elba

Korsika, Sardinien, Elba — Traumziele für Tourensegler im Tyrrhenischen Meer. Dicht unter Italiens Küste liegt die kleinste der Inseln, mitten drin befinden sich die beiden grösseren. Wer sie auf eigenem Kiel ansteuert, will etwas sehen und erleben. Dabei hilft ein neuer Band der bekannten Serie «Führer für Sportschiffer». Das Buch führt rund um die Inseln, von Hafen zu Hafen, deren Entfernungen voneinander zumeist in bequemen Tagesetappen zu bewältigen sind. Viele zum Ankern geeignete Buchten laden ausserdem zum Verweilen ein. Zu allen bietet das Buch reichhaltige Informationen, die Ansteuerung betreffend, die Wassertiefen, die Liegeplätze und Versorgungsmöglichkeiten und auch etwa ein empfehlenswertes Restaurant. Hinweise auf Sehenswürdigkeiten und Ratschläge für Landausflüge sorgen dafür, dass neben dem Wassersport auch das allgemeine Interesse nicht zu kurz kommt. Die Planzeichnungen der Häfen und Buchten zeigen, wo man sein Boot festmachen oder ankern kann und was man in ihrer Umgebung

findet. Wer das künftig vorhat, sollte für diesen nützlichen und inhaltsreichen Führer durchaus einen Platz in seiner Bordbibliothek bereithalten. Natürlich kann er auch zu Hause bei der Planung der Törns schon eine wichtige Rolle spielen. Böhm/Röhrling, «Korsika, Sardinien, Elba» ist im *Delius Klasing Verlag* erschienen.

«Die Erfindung der Freiheit»

Die französische Originalausgabe dieses Werks von *Jean Starobinski* ist schon 1964 bei Skira in Genf erschienen. Hans Staub hat den Text ins Deutsche übersetzt, und der *S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M.*, brachte das farbig reichillustrierte Buch jetzt heraus. Es ist eine grossangelegte Studie über zum Teil gegensätzliche geistige, künstlerische und politische Tendenzen des 18. Jahrhunderts, die allesamt zur «Erfindung der Freiheit» führten, will sagen zu einer Emanzipation des Menschen, der erst noch lernen musste, mit dem neu errungenen Gut umzugehen. *Jean Starobinski* zeigt vorwiegend an der Malerei der Epoche, an bevorzugten Motiven, an dem eben, was sichtbar gestaltet den geistigen Raum des Menschen in seiner Zeit ausmacht, wie Vergnügen, Festlichkeit und Philosophie, Naturschwärmerei und enzyklopädische, kritische Wissenschaft sich zusammenfügen zu jener faszinierenden Epoche, die in der Französischen Revolution gipfelt.

Japanische Plakate

Der *Birkhäuser Verlag, Basel, Boston, Berlin*, wendet sich in hervorragend ausgestatteten farbigen Bild-

bänden mit fachmännischem Kommentar seit einiger Zeit schon der graphischen Kunst und dem Design zu. Eine neuste Ausgabe ist der Band, den *Hans Wicmann* — übrigens verantwortlich für die Reihe — über japanische Plakate gestaltet hat. Er geht in einleitenden Gedanken und Beobachtungen den mentalen und künstlerischen Voraussetzungen nach, beschreibt Japan als «Plakatnation» und versucht sozusagen als Fazit jene Eigenschaften des heutigen japanischen Plakates zu eruieren, die durch alle individuellen Handschriften hindurch erkennbar sind. «Anspruchsvoll», «ästhetisch» und «hintersinnig» sind Adjektive, die sich dabei anbieten. Das Buch enthält eine Fülle von Beispielen aus dem Schaffen einer grossen Zahl ideenreicher, kreativer und eigenwilliger japanischer Grafiker und Plakatkünstler.

Spectaculum 47

In der neusten Ausgabe der Reihe «Moderne Theaterstücke», die im *Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M.*, erscheint, finden sich Arbeiten fürs Theater von Tankred Dorst, Bohumil Hrabal, Elfriede Jelinek, Manuel Puig, Lukas B. Suter und Mario Vargas Llosa. Dieser sagt — im Vorwort zu seinem Stück «La Chunga» —, das Theater und seine Vorstellungswelt seien ein bevorzugtes Medium, «um das beunruhigende Labyrinth der Engel, Dämonen und Wunder darzustellen, in dem unsere Wünsche wohnen». Lukas B. Suters Komödie «Kreuz und Quer» ist ein Stück, das Verkleidung und Maskierung thematisiert, einen Schriftsteller in der Auseinandersetzung mit seinen Figuren und denen, die sie im Theater darstellen, Variationen des

Spannungsverhältnisses zwischen Wahrheit und Schein. Zum Teil in ausserordentlich bühnengerechtem Dialog, zum Teil eher leer und abstrakt zieht sich das hin. Manuel Puig ist mit dem Text «Der Kuss der Spinnenfrau» vertreten, einem Text fürs Theater. Bekannter ist ja der Film gleichen Titels, von dem Puig in einem im Anhang abgedruckten Gespräch sagt, dass er ihm gefallen habe. Tankred Dorst ist mit «Ich, Feuerbach», Bohumil Hrabal mit «Der sanfte Barbar» und Elfriede Jelinek mit «Krankheit oder moderne Frauen» vertreten.

Alles Fälschungen

Der Herausgeber dieses Buches über den Betrug in Literatur, Kunst, Musik, Wissenschaft und Politik ist *Carl Corino*, seines Zeichens Leiter der Literaturabteilung des Hessischen Rundfunks. «Gefälscht!» ruft der Titel dieser Anthologie aus historischen Studien (von der «Kontantinischen Schenkung» bis zu den «Tagebüchern Hitlers), literarischen Essays über Fälschungen von der Antike bis zur Gegenwart («Julchen Schrader») und natürlich von Kunstfälschungen bis zu Lothar Malskat. Als Autoren treten neben Carl Corino selbst bekannte Publizisten und Wissenschaftler auf, neben Karlheinz Deschner Ota Filip, neben Johannes Hösle Herbert Heckmann, Günter Kunert schildert den Fall der Hitler-Tagebücher, Eckard Jesse den Fälschungsskandal um den Reichstagsbrand. Der Leser dieses Bandes gewahrt mit Staunen, wie sehr die Kulturgeschichte mitgeprägt ist von Erscheinungen, deren Echtheit im Zweifel steht. Und wenn man den Fall des van Meegeren bedenkt, des Malers,

der so vollkommen im Stil Vermeers zu malen verstand, so wird vielleicht gar die Grenze zwischen echt und falsch als ein nicht ganz so eindeutig Gut und Böse trennender Strich erscheinen. Dieser Band ist eine vergnüglich zu lesende Darstellung berühmter Fälle, eine Anregung zum Gespräch, selbst zum Gespräch über Aktualitäten. Tobias Gerstäcker schildert im Kapitel über Wissenschaft, Kunst und Musik auch den Fall Lysenko, des Professors, der mit betrügerischen wissenschaftlichen Methoden und von Stalin darin gedeckt unbestreitbare Erkenntnisse der Biologie und der Vererbungslehre leugnete. Es gibt auch die «sprachliche Falschmünzerei», und ihr vor allem müsste, im Osten sowohl wie im Westen, der Kampf derer gelten, die von der Unterscheidung von echt und falsch den wahren Fortschritt und eine friedliche Welt erhoffen (*Greno Verlag, Nördlingen 1988*).

Brian McGuiness: «Wittgensteins frühe Jahre»

Vor einigen Jahren beschäftigte die Kenner und Bewunderer Allan Janiks und Stephen Toulmins Buch «Wittgensteins Wien». Jetzt liegt neu eine umfassende Studie des Oxford Professors Brian McGuiness über «Wittgensteins frühe Jahre» vor, ein minutiös aus den Quellen und Dokumenten rekonstruiertes Porträt einer berühmten Familie und darin der Kindheit und Jugend des Philosophen. Wie der Titel der Familienbiographie, so sind auch die Kapitelüberschriften unscheinbar, sachlich, nennen also «Familienähnlichkeiten» oder «Kindheit und Schulzeit», «Ingenieurstudium» und dann — mit Ortsbezeichnung nur — die Aufenthalte in

Cambridge und Norwegen, die Teilnahme am Weltkrieg 14—18, Gefangenschaft und Heimkehr. Aber was sich hinter diesen nüchternen orientierenden Überschriften ausbreitet, ist eine farbenreiche biographische Studie, nämlich Kulturgeschichte des ausgehenden 19. und des anbrechenden 20. Jahrhunderts, mit grosser Darstellungsgabe gestaltete Geschichte einer Grossbürgerfamilie, in der wirkliche Leistung, Selbstdisziplin, Unabhängigkeitsdrang und sowohl musicale wie wissenschaftliche Bildung wie Selbstverständlichkeiten erscheinen. Des Philosophen Vater insbesondere ist eine Gestalt, die sich einprägt, doch begegnet der Leser zahlreichen bedeutenden und ungewöhnlichen Personen, die alle zur «geistigen Kinderstube» des Verfassers des «Tractatus logico-philosophicus» ihren Beitrag geleistet haben mögen (*Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M.*).

Goethes Leben von Tag zu Tag

Mit dem fünften Band des entsagungsvollen Werks legt Robert Steiger nun schon den drittletzten des Vorhabens vor. Er umschliesst die Jahre 1807 bis 1813, das heisst also auch Goethes Begegnung mit Napoleon, die «Wahlverwandtschaften» und «Dichtung und Wahrheit». Wie sich Goethe übrigens mit Zacharias Werner abgegeben hat, der in Weimar Furore machte und bei den Damen beliebt war, der mit «Wanda» (Die Weihe der Kraft) am Theater für Sensationen sorgte und es reichlich genoss, im Mittelpunkt der allerhöchsten Aufmerksamkeit zu stehen, ist hier ebenfalls «von Tag zu Tag» belegt. (*Artemis Verlag, Zürich und München 1988*).

A. K.